

(aus: SAP Zeitung Nr. 14, März 2009)

Der dunkle Kontinent spricht!

Karen Horney und Simone de Beauvoir als Avantgarde

Petra RAINER

Freuds Diktum, die Frau sei für ihn, trotz aller Forschungen noch immer der „dunkle Kontinent“, wird oft zitiert. Es entstammt der Arbeit „Die Frage der Laienanalyse“ (1926):

„Ein weiterer Charakter der frühkindlichen Sexualität ist, dass das eigentlich weibliche Geschlechtsglied in ihr noch keine Rolle spielt – es ist für das Kind noch nicht entdeckt. Aller Akzent fällt auf das männliche Glied, alles Interesse richtet sich darauf, ob dies vorhanden ist oder nicht. Vom Geschlechtsleben des kleinen Mädchens wissen wir weniger als von dem des Knaben. Wir brauchen uns der Differenz nicht zu schämen; ist doch auch das Geschlechtsleben des erwachsenen Weibes ein dark continent für die Psychologie. Aber wir haben erkannt, dass das Mädchen den Mangel eines dem männlichen gleichwertigen Geschlechtsgliedes schwer empfindet, sich darum für minderwertig hält, und dass dieser „Penisneid“ einer ganzen Reihe charakteristisch weiblicher Reaktionen den Ursprung gibt.“/241

In der „Neuen Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse“ (1933) leitet Freud die 33. Vorlesung „Die Weiblichkeit“ so ein:

„Über das Rätsel der Weiblichkeit haben die Menschen zu allen Zeiten gegrübelt. (...) Auch Sie werden sich von diesem Grübeln nicht ausgeschlossen haben, insofern Sie Männer sind; von den Frauen unter Ihnen erwartet man es nicht, sie sind selbst dieses Rätsel.“ /120

Aussagen wie diese können ein gefundenes Fressen sein für alle, die die Psychoanalyse oder zumindest Freud als klassisch-männlich-patriarchal bezeichnen. Man kann es aber auch gelassener angehen: Freud hat ein derart umfassendes, beeindruckendes Werk hinterlassen, das auch die eine oder andere Ergänzung und Modifikation verträgt. Als typischer Gründervater hat Freud selbst aber nie bereitwillig Terrain abgegeben:

„(...) wie sich das Weib aus dem bisexuell veranlagten Kind entwickelt. Wir haben darüber einiges in letzter Zeit erfahren, dank dem Umstande, dass mehrere unserer trefflichen Kolleginnen in der Analyse begonnen haben, diese Frage zu bearbeiten. Die Diskussion darüber hat aus dem Unterschied der Geschlechter einen besonderen Reiz bezogen, denn jedes Mal wenn eine Vergleichung zu Ungunsten ihres Geschlechts auszufallen schien, konnten unsere Damen den Verdacht äußern, dass wir, die männlichen Analytiker, gewisse tief eingewurzelte Vorurteile gegen die Weiblichkeit nicht überwunden hätten, was sich nun durch die Parteilichkeit unserer Forschung strafte. Wir hatten es dagegen auf dem Boden der Bisexualität leicht, jede Unhöflichkeit zu vermeiden. Wir brauchten nur zu sagen: Das gilt nicht für Sie. Sie sind eine Ausnahme, in diesem Punkt mehr männlich als weiblich.“ /ebd. 124

Dieses Zitat zeigt Freud differenziert, diskussionsbereit und selbstironisch. Und es gibt zahlreiche Stellen in seinem Werk, wo er auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen verweist.

Wenn man also bedenkt, wie sehr sich das Frauenbild im 20. Jahrhundert gewandelt hat und wenn man darüber hinaus auch die Determiniertheit des Blicks durch das eigene Geschlecht anerkennt, dann finde ich es interessant, zur psychoanalytischen Theorie der Weiblichkeit nochmals die weibliche Avantgarde zu befragen.

Als Einstieg und Vermittlerin zwischen den Zeiten möchte ich zuerst auf Simone de Beauvoir verweisen; was sie zum weiblichen Mythos geschrieben hat gibt eine gute Basis: Der Blick auf die Frau unterliegt nicht nur der Determiniertheit durch das eigene Geschlecht, sondern auch historischen, kulturellen und persönlichen

Bedingungen. Dann möchte ich Karen Horney's „Psychologie der Frau“ vorstellen, einige ihrer Hauptthesen näher betrachten und schlussendlich mithilfe von Freuds Fallgeschichte „Der kleine Hans“ überprüfen, wieweit Horney's Thesen mit Freuds Erkenntnissen kompatibel sind.

Simone de Beauvoir: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau.

Simone de Beauvoir's (1908 – 1986) Werk „Das andere Geschlecht“ (1949, dt. 1951) ist bis heute ein Meilenstein in der weiblichen Selbstreflexion und soll hier als Ausgangspunkt dienen. „Le deuxième sexe“ untersucht die physiologische, psychologische, ökonomische und historische Realität von Frauen im Patriarchat. Ursprünglich sah sich Beauvoir nicht als Feministin im konkret-kämpferischen Sinne, aber in den 70er Jahren war sie dann durchaus bereit, Teil der französischen Frauenbewegung zu sein: Sie engagierte sich für freie und kostenlose Abtreibung und Verhütung; für freie Mutterschaft. Für diese Themen ging sie explizit in die Öffentlichkeit, nahm auch an Demonstrationen teil. (vgl. z.B. Interview mit Alice Schwarzer 1972)

Im Folgenden möchte ich speziell auf das Kapitel über den Mythos der Frau näher eingehen: Das sind jene Geschichten über „die Frau“, die unser Denken kennzeichnen; es sind die alten Erzählungen, die sich auch in der Tiefensemantik unserer Sprache angelagert haben und Teil unseres kulturellen Erbes sind.

Ein zentraler Begriff bei Beauvoir ist - wie auch bei ihrem Gefährten Jean-Paul Sartre („Das Sein und das Nichts“, 1943, dt. 1952) - das Andere: *„Sobald das Subjekt sich zu bejahen sucht, braucht es doch das Andere, das es eingrenzt und verneint: nur durch diese Wirklichkeit, die es selber nicht ist, gelangt es zu sich selbst“*¹⁵²

Dem Menschen gegenüber steht die Natur, aber diese kann das Andere nicht darstellen, ihr gegenüber bleibt der Mensch allein. Die Natur stellt entweder einen Widerstand dar, lässt sich vom Menschen nicht zähmen, oder aber sie wird assimiliert und somit zerstört. Aus Natürlichkeit wird Kultürlichkeit. Was nach Beauvoir der Natur fehlt, ist ein Bewusstsein, das dem Menschen gleich ist:

„Eine Gegenwart des Anderen besteht nur, wenn das Andere sich selber gegenwärtig ist: das heißt, das wahre Anderssein ist das eines von dem meinen getrennten und doch ihm gleichen Bewusstseins.“ 152

Für einen Menschen kann also nur ein anderer Mensch das Andere repräsentieren. Dieser Andere erst ermöglicht wahres Sein, das Verlassen der Immanenz zugunsten der Transzendenz. Die Existenz einer fremden Freiheit, die meine eigene Freiheit bestätigt, ist aber auch eine Bedrohung, denn *„jedes Bewusstsein hat das Bestreben, sich selbst allein als souveränes Subjekt zu setzen.“*ebd. Dieser Konflikt kann durch die gegenseitige Anerkennung der Freiheiten gelöst werden; jeder setzt zugleich sich und den anderen in einem wechselseitigen Akt als Subjekt und Objekt. Dieser Prozess ist schwierig und krisenanfällig, besonders da das menschliche Wünschen so ambivalent ist:

*Der Mensch „träumt von Ruhe in der Unruhe und von einer dichten Fülle, in der dennoch sein Bewusstsein Raum zum Wohnen hat. Die Gestaltwerdung dieses Traums ist nun eben die Frau“*153

Nach Beauvoir bietet die Frau so die Möglichkeit, der Dialektik zwischen Herr und Knecht zu entgehen; wenn Mann und Frau in Beziehung zueinander treten (und die Frau oben genannten Traum repräsentiert), so existiert keine Wechselbeziehung zwischen Freiheiten; die Frau stellt ein Mittelding zwischen fremder Natur und ebenbürtigem Bewusstsein dar.

*„Die Frau erschien so als das Unwesentliche, das niemals wieder zum Wesentlichen werden konnte, als das absolute Andere ohne Wechselseitigkeit.“*153

Beauvoir verweist darauf, dass viele Schöpfungsmythen diese Überzeugung ausdrücken, beispielsweise jener der Genesis, worin Eva laut Beauvoir als eine *„nach dem Unwesentlichen hin modifizierte Ergänzung“*154 Adams gezeigt wird.

Die Frau stellte aber nicht immer das Andere dar, in totalitär regierten Staaten wird um die Frau wenig Aufhebens gemacht, sie wird von anderen Idolen abgelöst (Führerkult, Heldenkult etc.). Umgekehrt meint Beauvoir werde die Frau in reichen Ländern, deren Bürger nicht recht ausgefüllt seien, wie z.B. in Amerika, geradezu vergöttert. Sozialistischen Ideologien zufolge sollte die Frau kein Mythos

umgeben, aber Beauvoir meint, er sei in den Köpfen der Männer noch vorhanden. Aber je mehr sich die Frauen als Menschen bejahen, desto mehr verlieren sie die wunderbare Eigenschaft des Anderen. Damit ein Mythos geschaffen werde, brauche es ein Subjekt, das seine Hoffnungen und Ängste auf diesen Mythos projiziert. Da sich aber die Frauen nicht als Subjekt gesetzt hätten, hätten sie auch

*„keinen männlichen Mythos geschaffen, in dem sich ihre Entwürfe spiegeln; sie haben keine Religion und keine Poesie, die ihnen eigen ist: selbst wenn sie träumen, tun sie es durch die Träume der Männer.“*¹⁵⁵

Das sind harte Aussagen, implizieren sie doch, dass Frauen keine eigenen Gedanken haben. Diese Aussagen erinnern an das Zitat, das ich oben bei Freud kritisiert habe!

Am Beginn von „Das andere Geschlecht“ kommt Beauvoir auf das Problem zu sprechen, dass Männer im Bezug auf Frauen sowohl Richter als auch Partei seien, das gelte natürlich auch für uns Frauen. Beauvoir meint, gewisse Frauen seien dennoch zur Klärung der Situation der Frau besser geeignet, weil sie gewisse Vorrechte des Menschentums genossen und sich daher den Luxus eines unparteiischen Urteils leisten könnten und auch leisten wollten./vgl.20 Warum dies nicht auch für Männer gilt, die ebendiese Vorrechte genießen, bleibt unerwähnt. Auch worin diese Privilegien bestehen, führt Beauvoir nicht näher aus, aber es ist aus ihrer Biografie zu folgern, dass sie damit die bürgerlich-finanzielle Geborgenheit und die Vorteile einer guten Ausbildung meint. Allerdings würde auch die beste Bildung männliche Inhalte vermitteln: *„Die Vorstellung der Welt als Welt ist ein Produkt der Männer; sie beschreiben sie von ihrem Standpunkt aus, den sie mit der absoluten Wahrheit verwechseln.“*¹⁵⁵

Muss es, um das festzustellen, nicht etwas anderes als männliche Gedanken geben? Wie sonst wäre eine Abgrenzung von diesen möglich, wenn sie selbst in diesen gefangen wäre? Frauen haben zu allen Zeiten Gedankengebäude zumindest mitgeformt, außerdem haben die spezifischen Forschungen der 70er und 80er Jahre einiges an Literatur, Kunst usw., die von Frauen produziert wurde, wiedergefunden. Vielleicht könnte man sich darauf einigen: Über viele Jahrhunderte hinweg dominierten männliche Gedankengebäude, aber das Denken der Frauen wurde davon niemals verschluckt.

Der Mythos der Frau ist sehr schillernd, ambivalent. Dies hängt eng mit der Sicht der Frau als Andere zusammen. Der Mensch ist in seiner Beziehung zum Anderen zwiespältig, ebenso der Mann gegenüber der Frau. Überdies sucht der Mann in der Frau das Andere als seinesgleichen sowie als Natur. Daher stammen auch die Natur-Metaphern für die Frau: das Meer, der Lehm Boden, der vom Landmann die Saat empfängt... Beauvoir führt Beispiele aus der Literatur an von Homer über Goethe bis zu indischen Propheten. Diese Sicht der Frau als Natur wird je nach Vitalität der Epoche unterschiedlich bewertet. Die Frau symbolisiert aber nicht nur das Entstehen des Lebens, sondern auch das Vergehen desselben: In vielen volkstümlichen Darstellungen tritt der Tod als Frau auf (und in manchen Sprachen ist er weiblich, z.B. ital. la morte).

Vielfältig sind auch die Mythen, die die Menstruation betreffen. In mütterrechtlichen Gesellschaften waren die Kräfte, die dieser zugeschrieben wurden, ambivalent: als Ingredienz für Liebestränke und Heilmittel; seit dem Aufkommen des Vaterrechts wurden dem Menstruationsblut nur noch unheilvolle Kräfte zugewiesen. Eine menstruierende Frau sollte Fleisch und Opium verderben, Most am Gären hindern, ja sogar das Gelingen von Mayonnaise hintanhaltend! Die Zeit des monatlichen Blutflusses war von zahlreichen Tabus umgeben, wie z.B. dem Verbot von sexuellem Verkehr.

Es existierte aber auch die Vorstellung von der Frau als Mittlerin zwischen Natur und Mensch, man schrieb ihr die Fähigkeit zu mit den Göttern in Verbindung zu treten; sie garantierte die Fruchtbarkeit der Felder, hörte Stimmen aus dem Jenseits und verstand die Sprache der Bäume und des Windes.

Die Vorstellungen zur Virginität der Frau sind ebenfalls sehr unterschiedlich. Es existierte die Vorstellung, dass „*das weibliche Prinzip um so mehr Macht besitzt, um so bedrohlicher ist, je intakter es noch besteht*“¹⁶⁵. Vom Mut des Mannes gegenüber diesen unbekanntem Kräften hänge es auch ab, ob er bei seiner Gattin fordere oder ablehne, dass sie als Jungfrau zu ihm käme. Gerade in primitiven Gesellschaften wurde die Defloration häufig vor der Ehe durchgeführt, wohingegen in moderneren Gesellschaften das Jungfernerblut sogar zum Glückssymbol wurde. Wenn die Virginität der Frau keine Angst mehr einflößt,

besitzt diese noch andere Vorteile: Neben der Keuschheit der Gattin garantiert sie auch, dass der Mann keinen „Kuckuck“ großzieht; er braucht auch nicht zu fürchten, dass seine Frau Vergleiche anstellen könnte... Diesen positiven Beigeschmack verliert die Jungfräulichkeit aber, wenn sie gemeinsam mit Alter auftritt; in diesem Falle erregt sie Abscheu, vielleicht Furcht. *„Es haftet einer solchen Frau der gleiche Verdacht eines unsauberen Geheimnisses an wie unbenutzten Kellern oder Speichern, die niemand mehr betritt.“*¹⁶⁷

In engem Zusammenhang mit dem Sexuellen steht das weibliche Schönheitsideal. Im Gegensatz zur männlichen Schönheit, welche die Anpassung des Körpers an aktive Funktionen darstellen soll, erwartet man von der weiblichen Schönheit reine Faktizität: Der weibliche Körper solle das Begehren auf sich ziehen und in sich enden lassen. Eine Ausnahme bilden Gesellschaften, die die Frau für den Staat und nicht für das Individuum bestimmten, wie Sparta oder das nationalsozialistische Deutschland: Hier galt die Frau nur als Mutter, nicht als Objekt der Erotik.

Die Mutterschaft ist ein Thema, das Simone de Beauvoir ganz besonders negativ beurteilt, was sich auch an diesen beiden abschreckenden Beispielen gut ermessen lässt. Sowohl in mutterrechtlichen Kulturen als auch in der Gegenwart lassen sich Beispiele für Mutterschaft finden, die nicht Versklavung als Gebärmaschine bedeuten. Aber lassen wir diesen Punkt vorerst einmal so stehen, ich möchte später darauf zurückkommen.

Auch Sitten und Moral können den weiblichen Körper von seiner Transzendenz trennen. Man denke an die bandagierten Füße einer Chinesin. Schminke und Schmuck tragen ebenfalls dazu bei, den Körper erstarren zu lassen. Allein dem Schmuck billigt Beauvoir verschiedenartige – etwa sakrale – Funktion zu; ansonsten trage auch er dazu bei, die Frau in ein Idol zu verwandeln.

Der Begriff der Transzendenz, im Gegensatz zur Immanenz (hier wird das Sein in das Bewusstsein verlegt und geht nicht darüber hinaus), kennzeichnet für Beauvoir männliches Streben und auch den für die Frau zu erobernden Seinszustand. (Mehr dazu weiter unten.)

Dass die Frau dem Manne auch Furcht einflößt, wurde bereits erwähnt. Die Mythen hiezu zeigen die Frau als Hexe oder Zauberin; die Frau ist mit Magie

begabt, sie lockt den Mann, um ihn auszusaugen. Mythen dieser Art wurden auch vom Christentum aufgegriffen. Die Frau repräsentiert das feindliche Andere, sie ist Verführerin, Handlangerin des Teufels (der ja auch als „der Andere“ bezeichnet wird). Die Körper- und Sinnenfeindlichkeit des Christentums werde auf die Frau projiziert – folgerichtig stelle die Jungfrau Maria keine Gattin dar; Jesus wurde jungfräulich entbunden. Maria sei nur Mutter, kein Körperwesen und knie sich vor ihrem Sohn nieder: Die Mutter Maria als Dienerin ihres Sohnes (und Gottes) kennzeichnet für Beauvoir den höchsten Sieg der Männlichkeit, da hier die Rehabilitierung der Frau durch die Vollkommenheit ihrer Niederlage erfolge. Den Stellenwert der Mutterrolle führt Beauvoir auf den Optimismus einer Gesellschaft zurück:

„Hinnehmen der Geburt, des Lebens und des Todes in seiner gleichzeitig animalischen und sozialen Form, sie (die Verherrlichung der Mutter) bedeutet ein Sichbekennen zur Harmonie der Gesellschaft“¹⁸⁴

In solchen Gesellschaften darf sich die Ablehnung der Mutter nicht mehr formulieren, es bilden sich Ersatzmythen von der bösen Schwiegermutter, der Stiefmutter.

Beauvoir betont weiters, wie sehr das Christentum eine Vergeistigung der Frau erwirkt hat: Sie galt als Seele des Hauses, der Familie, des häuslichen Herdes; sie stellte sogar die Seele einer Gegend dar, die der Reisende sich durch die Umarmung einer Frau anzueignen suchte. Auch die meisten Allegorien waren weiblich, gnostische Sekten machten sogar die Weisheit zur Frau: Sophia.

„Die Frau ist nicht mehr animalisches Geschöpf, sondern eine ätherische Luft- und Lichtgestalt. (...) Der Zug nach unten, der von der Frau ausging, erscheint jetzt als umgekehrte Bewegung; sie führt den Mann nicht mehr ins Herz der Erde zurück, sondern zum Himmel hinauf - Das Ewigweibliche zieht uns hinan – verkündet Goethe am Ende vom zweiten Teil des Faust“¹⁸⁹

Eine weitere wichtige Rolle der Frau sei jene als Blick: Männer beurteilten sich gegenseitig nach ihren Taten; die Frau aber sehe in ihrem Geliebten mehr.

Einerseits ist sie aufgrund ihrer Liebe parteiisch, andererseits kennt sie den betreffenden Mann besser als sonst jemand und kann so besser urteilen. Diesen Blick empfangen der Mann nach Beauvoir gerne, umso lieber, da er um die Untergebenheit des Weibes weiß.

Kritisch sei hier angemerkt, dass der unterwürfige Blick nicht besonders viel wert sein kann und der männliche Wunsch wohl eher den bewundernden Blick einer Wissenden meint; darüber hinaus wird an dieser Stelle deutlich, dass die Frau auch einen Mythos in den Mann projiziert oder zumindest projizieren soll, wenn sie mehr sieht als die bloße Tat!

Beauvoir meint, dass auf diesem Hintergrund die frei gewordene Frau Furcht und Schrecken auslöse und einen neuen Mythos begründe:

*„An die Stelle des Mythos von der fleißigen Ameise, der mütterlichen Glucke tritt nun der von dem alles verzehrenden Insekt, der Gottesanbeterin, der Spinne“*¹⁹⁹
So gibt es gute (aufopfernde) Mütter und schlechte (treulose) Geliebte: die größere Palette gibt der Frau mehrere Möglichkeiten, der Mann weiß nicht mehr woran er ist, ein neues Bild ist für die Frau geboren: die Sphinx.

Nun sei, so Beauvoir, die Frau alles, aber auf der Ebene des Unwesentlichen, sie sei alles Andere.

Als Beleg für ihre Analyse des Mythos vom Weiblichen führt Simone de Beauvoir nun fünf Autoren, Montherlant, D.H. Lawrence, Claudel, Breton und Stendhal, an; jeder dieser fünf Autoren repräsentiert für sie einen Teil des weiblichen Mythos.

*„In allen Fällen erscheint sie als das bevorzugte Andere, an dem das Subjekt sich erfüllt. Sie ist der Prüfstein des Mannes, sein Gleichgewicht, sein Heil, sein Abenteuer, sein Glück.“*²⁴⁹

Unterschiedlich sind für jeden Autor die Bedeutung des Anderen und die Definition von Transzendenz.

In diesem Zusammenhang erläutert Beauvoir, dass der Mythos der Frau jeweils das darstellt, was der Mann in ihn hineinlegt und oft die Projektion eigener Defizite enthält. Eine Eigenbewegung der Frau ist nicht vorgesehen. Für Beauvoir stellt sich der Bezug zwischen den Geschlechtern als Einbahnstraße dar. Von den genannten Beispielen gefällt ihr Stendhals Position am besten:

„Das kommt daher, dass er sich selbst ebenfalls als eine lichtvolle Freiheit empfindet. Die anderen – und dies ist ein Punkt von höchster Wichtigkeit – setzten sich selbst als Transzendenz, fühlen sich aber als Gefangene einer undurchlässigen Gegenwart in ihrem eigenen Inneren: sie projizieren in die Frau einen <undurchdringlichen Kern von Nacht>.“²⁵⁰

Bei Stendhal gibt es wenig Mythos der Frau; er sieht die Frau, wie den Mann, als Transzendenz (nicht als Immanenz, als „reine fugenlose Gegenwart des Wirklichen“ wie bei Breton), er sucht die Frau als ebenbürtiges, freies Wesen, als „belebende Würze“, nicht als „sternenhaftes Gleichgewicht“.

Was jedoch alle genannten Autoren wiederum verbinde, sei der Wunsch, die Frau möge dem Manne altruistisch zugewandt sein; als Helferin, Retterin sogar, aber immer sei der Lebensinhalt der Frau der Mann, er sei ihr einziges Geschick. Dies sei auch bei Stendhal nicht anders, wenngleich er sich diese Haltung als freiwillige, großherzige Wahl wünscht.

In der Folge stellt Beauvoir diesen Mythen die Realität gegenüber. Beauvoir betont, dass sich jede Frau in dem einen oder anderen Mythos mehr oder weniger finden könne, dass der Mythos aber das erstarrte Ewigweibliche darstelle, dem niemand wirklich gerecht werde. Jede Kultur halte aber an ihrem Mythos fest, wenn eine Frau diesem nicht entspricht, so werde sie als „unweiblich“ gesehen.

Nicht zuletzt durch die Beforschung weiblicher Mythen ist es in unseren modernen Gesellschaften nicht mehr möglich, nur einen Mythos von der Frau zu behaupten. Was als weiblich gilt, ist persönlicher definiert, ist uns als persönliche Präferenz zunehmend bewusst.

Aber noch einmal zurück zu Beauvoir:

Der hartnäckigste Mythos über die Frau, laut Beauvoir, ist jener, dass die Frau ein Geheimnis sei. Zum einen stelle dieses „Geheimnis“ ein wunderbares Alibi dar, um z.B. rein subjektiv bedingtes Nichtverstehen zu kaschieren. Zum anderen sei es aber auch wahr: Die Frau ist geheimnisvoll, weil jeder Mensch ein Geheimnis ist, insofern jeder nur für sich selbst Subjekt ist. Diese Wahrheit beruht jedoch auf Wechselseitigkeit, dieser wesentliche Punkt werde völlig übersehen. Interessant

werde das Geheimnis der Frau auf der Ebene der Kommunikation: *„Wenn man sagt, dass die Frau ein Geheimnis sei, so drückt man damit nicht aus, dass sie schweigt, sondern dass ihre Sprache nicht verstanden wird.“*²⁵⁶ Die Sphinx sei folglich das klassische Bild der Frau.

Ein Geheimnis zu sein ist jedenfalls umfassender, als ein Geheimnis zu haben, letzteres ist ein unterdrückter Kommunikationsakt des Geheimnisträgers. Aber ein Geheimnis sein betrifft beide Seiten und so führt Beauvoir auch weiter aus, dass die Frau selbst nicht wisse, wer sie sei, insofern könne die Frau auch nicht verstanden werden. (Diese Argumentationslinie kennen wir von Freud.)

Beauvoir führt weiter aus - wer nichts tut, ist nicht:

„Dadurch wird (...) eine Grundstruktur des weiblichen Geheimnisses offenbar, die rein ökonomischer Ordnung ist. (...) Solange die Frau in der Welt abseits steht, kann sie sich nicht objektiv in dieser Welt definieren, und ihr Geheimnis deckt nur Leere zu.“^{257 f}

Hier wird die Bedeutung der eigenen Erwerbstätigkeit sichtbar und in diesem Punkt können wir Nachgeborenen auf viel Realitätmaterial zurückgreifen: Gerade in Analysen von Frauen in Trennungssituationen kommt immer wieder auch dieses Thema auf den Tisch: wie abschreckend die wirtschaftliche Abhängigkeit der Mutter war und wie bestimmend für den eigenen Entschluss mittels Erwerbstätigkeit unabhängig sein zu wollen. Ich glaube, dass in dieser sehr wichtigen Frage viel Terrain gewonnen worden ist.

Zusammenfassend möchte ich festhalten:

Beauvoir gibt einen Überblick über verschiedene Mythen der Weiblichkeit; durch die Zusammenschau entsteht ein definitorischer Spielraum – wenn all das als typisch weiblich gilt, kann man sich eigene Entwürfe aussuchen und neue hinzufügen. Beauvoir zeigt auch auf, was ihr selbst besonders wichtig ist: Die Frau soll nicht bloße Immanenz sein, sondern sich zur Transzendenz hin entwickeln, also über ihr bloßes so sein hinausgehen; der eigenen Erwerbstätigkeit kommt hierbei besondere Bedeutung zu; die Mutterschaft wird sehr kritisch gesehen.

Man könnte aber auch fragen: Ist es nicht ein Geschenk, als Frau Gegenstand so vieler Überlegungen zu sein? Sobald die Mythen nicht als Muss, sondern als Option im Raum stehen, könnte man den Vorwurf auch umdrehen und sagen: Was haben wir bisher eigentlich zum Mythos des Mannes beigetragen?

Auch der Aspekt, dass der Mann als Mensch gesehen wird, die Frau aber als das grundsätzlich Andere, erscheint, sobald das allgemeine Menschsein zum Frausein hinzugefügt wird, als größere Fülle, wohingegen das Mannsein als allgemeines Menschsein eine Reduktion der männlichen Geschlechtlichkeit (in extremis: Kastration) bedeutet. Ich werde darauf noch einmal zurückkommen.

Beauvoir widmet in „Das andere Geschlecht“ einen kurzen Abschnitt explizit der Psychoanalyse. Diesen hat Juliet Mitchell in „Psychoanalyse und Feminismus“ (dt 1985, engl 1976) sehr gut kritisiert (S. 350 ff), daher gehe ich weder auf diesen Abschnitt bei Beauvoir noch auf das Kapitel bei Mitchell näher ein. Wohl aber möchte ich einer Nebenbemerkung Mitchells folgen, wo sie erwähnt, dass Beauvoir Karen Horney gar nicht berücksichtigt, obwohl deren soziologische Sicht mit ihrer eigenen Position übereinstimmen würde.

Horney wird auch bei Mitchell selbst nicht weiter erwähnt und in Christa Rohde-Dachsers „Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse“ (2003), einer der aktuellsten Publikationen zum Thema, wird ihr ebenfalls kein eigenes Kapitel gewidmet.

Im Folgenden sollen einige ihrer Thesen zur Diskussion gestellt werden.

Karen Horney: Die Psychologie der Frau.

Zentraler psychoanalytischer Begriff weiblicher Sexualität und Triebdynamik ist der Penisneid. Laplanche-Pontalis verzeichnen unter diesem Begriff:

„Grundlegendes Element der weiblichen Sexualität und treibende Kraft ihrer Dialektik.“

Der Penisneid stammt aus der Entdeckung des anatomischen Geschlechtsunterschiedes: Das kleine Mädchen fühlt sich im Vergleich mit dem Knaben beschädigt und wünscht, wie er einen Penis zu besitzen (s.a. Kastrationskomplex); im Verlauf des Ödipus nimmt dann der Penisneid zwei davon abgeleitete Formen an: Wunsch nach einem Penis in sich selbst (hauptsächlich in Form des Kinderwunsches); Wunsch nach dem Genuss des Penis beim Koitus.

Der Penisneid kann zu zahlreichen pathologischen oder sublimierten Formen führen.“/Das Vokabular der PSA, 375

Beide Geschlechter durchlaufen bei der Entwicklung ihres Sexualtriebes, nach der oralen und der analen Stufe zuletzt die phallische Stufe. Dabei handelt es sich nicht „nur“ um am Phallus orientierte Begrifflichkeit, sondern es wird dies vollinhaltlich als Defizitmodell vorgestellt. Dazu nochmals Laplanche-Pontalis:

„Infantile Organisationsstufe der Libido, die auf die orale und anale Stufe folgt und durch die Vereinigung der Partialtriebe unter dem Primat der Genitalorgane charakterisiert ist. Aber, und das ist bei der pubertären genitalen Organisation nicht mehr der Fall, das Kind, sei es Knabe oder Mädchen, kennt auf dieser Stufe nur ein einziges genitales Organ, das männliche, der Gegensatz der Geschlechter ist gleich dem Gegensatz von phallisch und kastriert. Die phallische Stufe entspricht dem Kulminationspunkt und dem Untergang des Ödipuskomplexes; hier ist der Kastrationskomplex vorherrschend.“/ebd. 383

Karen Horney wandte sich bereits 1926 („Flucht aus der Weiblichkeit – Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung“) gegen die von Freud erstmals 1923 in „Die infantile Genitalorganisation“ formulierte „phallische Stufe“. Nachdem ich Freuds Position als bekannt voraussetze und also nur kurz mittels Laplanche-Pontalis umrissen habe, möchte ich nun auf Horneys Überlegungen zum Thema eingehen:

Zunächst hält Horney fest, dass sich die Theorie über die weibliche Sexualentwicklung auffällig stark an „den Vorstellungen, die sich der Knabe aus seiner typischen Situation heraus vom Mädchen macht“²⁹ orientiert. Ihre

Auflistung möchte ich im Folgenden zitieren: (Vorstellungen des Knaben > psa Vorstellung der weiblichen Entwicklung)

„Naive Annahme, dass auch das Mädchen einen Penis besitze > Für beide Geschlechter spielt nur das männliche Genitale eine Rolle.

Beobachtung des Penismangels > Traurige Entdeckung der Penislosigkeit

Vorstellung, das Mädchen sei ein kastrierter, verstümmelter Knabe > Glaube des Mädchens, es habe einen Penis besessen und sei kastriert

Glaubt, dass das Mädchen von einer Strafe betroffen sei, die auch ihm drohe > Kastration wird als vollzogene Strafe aufgefasst

Hält das Mädchen für minderwertig > Hält sich für minderwertig, Penisneid

Kann sich nicht vorstellen, wie das Mädchen jemals über diesen Verlust resp Neid wegkommen könnte > Kommt nie über das Gefühl des Mangels und der Minderwertigkeit hinweg und muss ihre Männlichkeitswünsche immer aufs Neue wieder überwinden

Fürchtet den Neid > Möchte sich dauernd am Mann für seinen Mehrbesitz rächen“/29

Horney betont, dass die „gar zu genaue Übereinstimmung“ weder für noch gegen diese Annahmen spricht, aber immerhin Überlegungen erlaube, ob es zu der frappanten Parallelentwicklung auch Alternativen geben kann.

Horney versucht, neben jener männlichen Sicht eine weibliche Art der Betrachtung auf die Psychologie der Frau zu entwickeln.

Dabei stellt sie aufgrund der Fähigkeit zur Mutterschaft eine „*nicht geringe physiologische Überlegenheit*“ /32 der Frau fest und spricht von einem „*intensiven Mutterschaftsneid des Knaben*“ /ebd. Horney meint, dass dieser schon bekannt sei, aber in seinen Auswirkungen als dynamischer Faktor nicht genügend beachtet würde. Bei der Analyse männlicher Klienten habe sich für sie die überraschende „*Intensität dieses Neides auf Schwangerschaft, Gebären und Mutterschaft, sowie auf die Brüste und das Stillen*“/ebd. gezeigt. Die männliche Abwertung der Mutterschaft und die Betonung der Bürde, die sie darstelle, könne als Rationalisierung einer unbewussten Entwertung jener weiblichen Potenz gesehen werden. Horney kritisiert immer wieder Helene Deutsch bereitwillige Akzeptanz des Penisneides, und auch die Frauenbewegung geht teilweise bis heute mit

dieser Entwertung weiblicher Potenz konform. (Vgl. auch oben S. de Beauvoir, die Mutterschaft absolut negativ definiert) Hierzu verweist Horney auf den Soziologen Georg Simmel (1858 – 1918); analog zu ihm könnte man meinen, dass hier eine weibliche Anpassung an männliche (Denk-)Struktur erfolgt sein könnte.

Jedenfalls seien die größeren Sublimierungsleistungen der Männer unter diesem Aspekt auch anders zu betrachten: Der ungeheure Antrieb des Mannes zu schöpferischen Leistungen auf jedem Gebiet könne als Kompensation seines geringen Anteils an der Schaffung neuen Lebens gesehen werden. Warum gehe für die Frau nicht der entsprechende Antrieb vom Penisneid aus? Entweder werde dieser weniger glücklich verarbeitet oder er sei geringer.

Weiters sei der physiologische Nachteil der Frau, ihr Penismangel, nur in der prägenitalen Organisationsstufe gegeben; denn die erwachsene Frau sei doch *„offenbar nicht weniger, sondern nur anders zum Koitus befähigt als der Mann“*³³ Auch sei der männliche Antrieb zur Entwertung der Frau durchaus erkennbar, was gegenüber einem von Natur aus benachteiligten Wesen nicht nötig wäre.

In der Folge beschäftigt sich Horney mit der Frage der kindlichen Onanie:

„Es sieht ein wenig danach aus, wenn man dem kleinen Mädchen nicht einmal eine eigene Onanie zubilligt, sondern eine autoerotische Betätigung schlechtweg als männlich kennzeichnet. (...) meine analytischen Erfahrungen lassen durchaus Raum für die Auffassung, dass das kleine Mädchen seine eigene, weibliche (...) Onanie hat, selbst wenn diese, was mir nicht gesichert scheint, nur an der Klitoris stattfinden sollte. Ich sehe auch nicht ein, warum man der Klitoris, trotz ihrer entwicklungsgeschichtlichen Vergangenheit nicht ihre legitime Zugehörigkeit zum weiblichen Genitalapparat zubilligen sollte.“^{36 f}

Horney meint darüber hinaus, dass schon das Mädchen eine Vorstellung von seiner Vagina habe; dies sei aus späteren Ängsten, ein allzu großer Penis könne gewaltsam eindringen und zu Verletzungen führen, rückzuschließen. Diese Ängste seien Ergebnis der Ödipusphantasien des kleinen Mädchens, das den realen Größenunterschied zwischen Vater und Kind realistisch zugrunde lege.

Ein weiterer wichtiger Unterschied zwischen der Kastrationsangst des Knaben und der weiblichen Genitalangst des Mädchens ergibt sich laut Horney aus der unterschiedlichen Möglichkeit zur Realitätsprüfung, ob die gefürchteten Folgen der Onanie eintreten: Das Mädchen tappe hier im Dunklen und bleibe in großer Unsicherheit. Unter dem Druck dieser Angst flüchte das Mädchen in eine fiktive männliche Rolle.

Sehr interessant erscheint mir auch die unterschiedliche Betrachtung des Penisneides:

„Ich möchte der Auffassung Freuds, dass die Entwicklung zur Objektliebe für das Mädchen über den Penisneid geht, prinzipiell beistimmen, nur glaube ich, dass man sich von der Art der Entwicklung ein anderes Bild machen könnte.“³⁹

Betrachtet man den Penisneid des Mädchens als Ergebnis der früh wirksamen Anziehung zwischen den Geschlechtern, dann befindet sich dieser in einer tieferen Schicht als der Kinderwunsch und die zärtliche Bindung an den Vater; die zärtliche Einstellung zum Vater erkläre sich weniger über den Weg der Enttäuschung über die eigene defizitäre Ausstattung. Das libidinöse Interesse am Penis sei vielmehr nach Abraham im Sinne einer Partialliebe zu verstehen; ein bewundernder Neid führe leicht zu einer Liebeseinstellung.

Abschließend verweist Horney auf den Einfluss der tatsächlichen Benachteiligung der Frau im sozialen Leben.

Was mir an diesem Beitrag besonders wichtig erscheint, ist, dass Horney die Frau nicht per se als Mangelwesen auffasst, die einzig durch ihre Defizite verständlich wird, sondern sie verweist auch auf die weibliche Potenz und zwar mit Entschiedenheit und Stolz. Horney wurde von der amerikanischen Frauenbewegung der 20er und 30er Jahre begeistert rezipiert, wohingegen in Europa die Feministinnen teilweise bis heute vorwiegend das Defizitmodell verfolgen und Frauen, die ihr Frausein lustvoll leben, teilweise als reaktionär verunglimpft werden. Dieses Defizit ist hausgemacht und kein unabwendbares Schicksal.

Ich fasse zusammen:

Horney beschreibt die augenscheinliche männliche Schöpferfreude als Kompensation der mangelnden Gebärfähigkeit, die Unterdrückung der Frau erfolge nicht wegen ihrer Defizite (Penismangel), sondern im Gegenteil wegen ihrer Macht als Lebensspenderin und Todbringerin. Der Penisneid der Frau wird nicht in Abrede gestellt, aber in seiner Bedeutung stark reduziert und positiv gedeutet (Partialliebe, bewundernder Neid); die Klitoris wird nicht als verstümmelter Penis gesehen, sondern als Teil des weiblichen Genitalapparates (was auch unserem heutigen Wissen entspricht) und die Vagina wird früh vom Mädchen als Teil seines Körpers entdeckt.

Horney bleibt aber nicht beim unorthodoxen Blick auf die Frau stehen, sie betrachtet mit diesem Blick auch die männliche Entwicklung. Und was sie da erkennt, erscheint mir doppelt wichtig: einerseits für das (Selbst-) Verständnis der Frauen, aber auch besonders für jenes des Mannes.

In „Die Angst vor der Frau – Über den spezifischen Unterschied in der männlichen und weiblichen Angst vor dem anderen Geschlecht“ (1932) öffnet sie ganz wesentliche Türen für das wechselseitige Verständnis der Geschlechter.

Ausgehend von literarischen Beispielen (Schillers „Taucher“, „Lied des Fischerknaben“ aus „Wilhelm Tell“ und Heines „Lorelei“) verweist Horney auf die Ambivalenz des Mannes gegenüber der Frau, pendelnd zwischen heftiger Anziehung und Vernichtungsangst. Um sich von dieser Angst zu befreien, versucht er diese zu objektivieren: Die Frau ist böse, verbrecherisch, ein Raubtier, eine Hexe, ein Vampir, unersättlich in ihrer Gier...

Eine Steigerung dieser Ängste ergibt sich angesichts der Menstruation: Die Berührung mit einer menstruierenden Frau wird in vielen Kulturen als zumindest verunreinigend, manchmal sogar als todbringend gesehen: Essen verdirbt, die Manneskraft schwindet. Aber auch das Blut der Defloration wurde unterschiedlich bewertet, hiezu verweist Horney auf Freuds „Das Tabu der Virginität“ (1918): Freud

bespricht hier die männliche Angst vor Defloration der Frau, weil diese hernach Racheimpulse verspüre, die bis zum Kastrationsimpuls führen könnten.

Diese Beispiele lassen Horney folgern, dass es erstaunlich sei, wie wenig diese geheime Angst des Mannes vor der Frau bisher Thema geworden sei. Auch die Verherrlichung der Frau entspringe nicht nur dem Liebesverlangen des Mannes, sondern diene der Verleugnung dieser Angst. Ebenso sei die Herabwürdigung der Frau eine Möglichkeit, diese Angst zu beschwichtigen.

Homosexualität oder Fetischismus deutet Horney im Unterschied zu Freud, der als Ursache die Abscheu vor dem Penismangel sieht, als Angst vor der Vagina:

„Nur die Angst ist ein genügend starkes Agens, um den Mann, den seine Libido doch zur Vereinigung mit der Frau drängt, von diesem Ziel fern zu halten. Die Angst ist aber durch die Darlegungen Freuds nicht erklärt. Wenn der Knabe eine auf den Vater bezogene Kastrationsangst hat, so rechtfertigt das nicht die Angst vor einem Wesen, das diese Strafe bereits erteilt hat. Es muss zu der dem Vater geltenden Angst noch eine hinzukommen, die dem Weibe, dem weiblichen Genitale selbst gilt. Diese Angst vor der Vagina selbst kommt aber nicht nur bei Homosexuellen und Perversen, sondern auch in den Träumen sämtlicher Analysanden eindeutig zum Ausdruck.“⁸⁵

Horney verweist hierzu auf verschiedene Traumotive wie z.B. Absturz in eine Grube, Boot, das in einen Kanal fährt und plötzlich in einen gefährlichen Strudel gerät, Keller mit unheimlichen blutigen Gewächsen und Tieren etc

Im Folgenden versucht Horney diese Angst psychologisch zu verstehen: Ausgehend von Organsensationen bestehen die phallischen Impulse ihrem Wesen nach in einem Eindringenwollen und so folgert Horney, dass der Knabe wohl instinktiv eine entsprechende weibliche Körperöffnung suchen müsse, *„und zwar eine, die er nicht hat, denn immer sucht das eine Geschlecht beim anderen das Ergänzende oder Andersartige“⁸⁸* . Woher aber kommt die Angst, die diesem Drängen entgegen steht?

Horney meint, nur die reale Situation der Kinder in der Zeit ihrer frühen Sexualität lasse die grundlegenden Ängste der Geschlechter voreinander und die Verschiedenheit dieser Ängste verstehen:

„Das Mädchen will aufgrund seiner biologisch gegebenen Natur empfangen, in sich aufnehmen; es fühlt oder weiß, dass sein Genitale zu klein ist für den väterlichen Phallus und muss darum auf ihre eigenen genitalen Wünsche mit direkter Angst reagieren, mit der Angst nämlich, dass die Erfüllung seiner Wünsche ihm oder seinem Genitale Zerstörung bringen würde.

Der Knabe dagegen, der fühlt oder instinktiv abschätzt, dass sein Penis viel zu klein ist für das mütterliche Genitale, reagiert mit Angst, nicht zu genügen, abgewiesen, ausgelacht zu werden. Er erlebt also eine ganz anders gelagerte Angst als das Mädchen: seine ursprüngliche Angst vor dem Weibe ist keine Kastrationsangst, sondern eine Reaktion auf die Bedrohung seines Selbstgefühls.“⁹⁰

Infolge dieser Angst muss die mütterliche Versagung der genitalen Wünsche des Knaben auf diesen viel härter wirken als auf das Mädchen, das aus der Versagung durch den Vater auch einen Trost gewinnen kann: Seine physische Integrität bleibt so intakt, der Vater hat das Mädchen geschützt! Die genitalen Wünsche des Knaben aber werden von einem Unzulänglichkeitsgefühl begleitet.

„Wenn wir annehmen, dass der allgemeine Grund jeder Wut in der Behinderung von jeweils vital wichtigen Strebungen zu suchen ist, so muss die Versagung der Mutter die Wut des Knaben in doppelter Weise erregen: von seiten seiner auf sich selbst zurückgeworfenen Libido und von seiten seines männlichen Selbstgefühls. Wahrscheinlich wird bei dieser Gelegenheit auch alte Wut aus prägenitalen Versagungen wieder mithochgerissen. (...) Ist es dem Knaben also ursprünglich verleidet durch die damit verknüpfte Kränkung seine Selbstgefühls, so wird es auf dem Umweg über Versagung – Wut sekundär zu einem Objekt der Kastrationsangst.“⁹¹

Diese Kastrationsangst hält Horney aber nicht für die allgemeinste, sondern eher für ein spezielles Thema einzelner Neurotiker. Die Ängste bzgl. des Selbstgefühls zeigen aber laut Horney Spuren in jedem Manne.

Auf die Kränkung des Selbstgefühls und die daran anschließenden Ängste vor der Mutter reagiert der Knabe, indem er seine Libido von der Mutter abzieht und sie auf sich und sein Genitale konzentriert, das weibliche Genitale existiert für ihn nicht

mehr, „das Unentdecktsein der Vagina ist eine Verleugnung der Vagina. Dieses Stadium seiner Entwicklung deckt sich völlig mit der von Freud aufgestellten <phallischen Phase>.“⁹³

Abschließend betont Horney, „dass das ewig schwankende Selbstgefühl der <Masse Mann> immer wieder den Typus einer infantilen, unmütterlichen, hysterischen Weiblichkeit wählt und damit jede nachfolgende Generation deren Einfluss aussetzt.“⁹⁵

Zusammenfassend:

Horney sieht den Mann gegenüber der Frau zwischen Anziehung und Vernichtungsangst, das Blut der Menstruation/der Defloration/der Geburt steigert diese Angst noch; sowohl die Verherrlichung der Frau als auch ihre Entwertung diene der Angstabwehr; anders als bei Freud, handele es sich laut Horney nicht um die Angst des Mannes vor der Penislosigkeit, sondern um die Angst vor der Vagina der Frau! Dabei stehe nicht die Kastrationsangst des Jungen im Vordergrund, sondern die Angst nicht zu genügen, also eine Bedrohung des Selbstgefühls. Das Unentdecktsein der Vagina hält Horney für eine Verleugnung.

Auf die Frau bezogen betont Horney die hohe Vulnerabilität ihres Genitals als Quelle der Angst und Hemmung des Sexualtriebes.

Diese stark an der Biologie orientierten Überlegungen Horneyes korrelieren mit heutigen Überlegungen zur unterschiedlichen psychosexuellen Entwicklung von Knaben und Mädchen. Vgl z.B. Mertens 1992/1997:

Greenson (1982) betonte, dass Männer sich ihrer Männlichkeit weit unsicherer seien als Frauen ihrer Weiblichkeit und er führte dies in erster Linie auf die frühe Identifizierung des Jungen mit der Mutter zurück. Wenn wir Horneyes Überlegungen einbeziehen, so verstehen wir die Problematik noch besser: Die Identifikation mit der Mutter wird aufgegeben, weil der Junge nicht hat, was sie hat (Vagina) und nicht kann, was die Mutter kann (Kinder bekommen), also das Korrelat zum Penisneid des Mädchens auftaucht; wenn sich der Knabe dann seinem Phallus zuwendet und den Größenvergleich anstellt, so tauchen weitere verunsichernde Gefühle von Ungenügen und Mangelhaftigkeit auf. Dieser mangelnde Selbstwert könnte zusätzlich durch die Gleichsetzung Mann = Mensch untermauert sein (s. Ausführungen oben, Beauvoir). Diese von der Frauenbewegung zu Recht

angegriffene Gleichsetzung hat nicht nur für die Frau negative Auswirkungen, sondern durchaus auch kastrierende Wirkung für den Mann. Das wird umso problematischer, je entschlossener und erfolgreicher wir Frauen unsere Weiblichkeit UND unsere Menschlichkeit leben können. Bei der Betrachtung heutiger Jugendlicher entsteht zunehmend der Eindruck, dass die Mädchen an Selbstvertrauen und Selbstverwirklichung gewinnen, die Burschen aber tendenziell zur „Problemgruppe“ werden.

Bezüglich der unterschiedlichen Entwicklung von Knaben und Mädchen zitiert Mertens auch Günzel (1989), die auch auf den Identitätsbruch der Jungen verweist und die Vermutung anstellt, dass die Mädchen aufgrund der Stabilität ihres Identitätsobjektes eine größere Ich-Stärke und dadurch auch einen besseren Triebaufschub entwickeln können. Auch diese These gewinnt durch Horney's Überlegungen an Überzeugungskraft: Wenn der Vater die auf ihn gerichteten Wünsche der Tochter ablehnt, so erfährt das Mädchen dadurch nicht nur eine narzisstische Kränkung wie der Junge durch die Ablehnung der Mutter, sondern auch die Gewährleistung seiner körperlichen Unversehrtheit. Die Wahrnehmung einer größeren Vulnerabilität des weiblichen Genitales kennzeichnet die Selbstwahrnehmung der Mädchen relativ früh (auch hierin stimmen heutige wie Horney's Erkenntnisse überein) und dürfte einen weiteren Antrieb zum Aufschub von Triebwünschen darstellen.

In „Die Verleugnung der Vagina – Spezifische weibliche Genitalängste“ (1933) verweist Horney u.a. auf den Gynäkologen Wilhelm Liepmann („Psychologie der Frau“), der die „Vulnerabilität“ der Frau als spezifisches Geschlechtsmerkmal bezeichnete und aufgrund seiner Praxiserfahrungen zu der Auffassung gelangte, dass kleine Mädchen durchaus vaginale Onanie-Praktiken ausübten, diese aber aufgrund von Verletzungsängsten und tatsächlichen Missgeschicken (Entzündungen, kleine Einrisse, ein Gegenstand bleibt in der Vagina, kann selbstständig nicht herausgeholt werden...) zugunsten der ungefährlicheren klitoralen Praktik aufgegeben werde.

Horney hält explizit fest, „*dass die Vagina von Anbeginn an ihre ihr eigene Geschlechtsrolle spielt*“¹⁰⁶ und bekommt so auch einen neuen Blick auf die weibliche Frigidität:

„Das Problem der Frigidität (...) besteht daher für mich nicht in der Frage: wie leiten sich libidinöse Erregungsqualitäten auf die Vagina über? – vielmehr in der anderen: wie ist es möglich, dass trotz vorhandener Erregbarkeit die Vagina auf so starke libidinöse Reize, wie sie die Gesamtheit der emotionellen und lokalen Erregungen beim Verkehr darstellt, nicht oder nicht adäquat reagiert? Es dürfte doch wohl nur ein Faktor stärker sein können als der Wille zur Lust – und das ist die Angst.“^{106 f}

Die vaginale Angst kann zu Kastrationsimpulsen gegenüber dem Mann (Vater) führen und nach dem Talionsprinzip zur Angst vor Zerstörung, Beraubung, Aussaugung des Körperinneren führen, ähnlich jenen frühen, destruktiven Impulsen gegenüber dem Leib der Mutter wie sie von Melanie Klein beschrieben wurden, auch hier komme es zu Vergeltungsangst und alles, was in den Körper eindringt oder im Körper ist (Essen, Stuhl, Kinder) kann zur Gefahr werden.

Das Thema spezifisch weiblicher Geschlechtsangst jenseits des Penisneids hat also seit den Anfängen der Psychoanalyse beschäftigt; Mertens führt hierzu (120 ff) u.a. Jacobson (1973/76), Fast (1979, 1984), Cherazi (1988) und Bernstein (1990) an. Bernstein sieht die spezifischen genitalen Ängste bei Mädchen durch „Mangel an Zugänglichkeit“, „Diffusität“ und „Penetration“ gekennzeichnet. Ersteren kann man nur bedingt gelten lassen, schließlich gibt es Selbsterforschungen, Spiegel und Doktorspiele ... Horney hat in diesem Zusammenhang betont, dass auf jeden Fall ein intuitives Wissen von der Vagina sowohl beim Mädchen als auch beim Knaben vorhanden ist.

Die „Diffusität“, die Bernstein eng mit der Unzugänglichkeit verknüpft sieht und die als Schwierigkeit, sinnlich sexuelle Empfindungen einer einzelnen Körperregion zuzuordnen, beschrieben wird, muss nicht unbedingt als Problem gesehen werden. Ein weiteres Problem sieht Bernstein in der Vagina „als unersättliches Loch“, das ansaugt, schluckt und auffrisst: Mag sein, dass diese Angst bei Mädchen oder erwachsenen Frauen vorkommt, aber als generelle Angst würde ich dieses Problem eher aus männlicher Perspektive erwarten als aus weiblicher.

Die dritte und zentrale Dimension des Eindringens deckt sich mit Horney's Überlegungen; besonders wird auch der große väterliche Penis als das Mädchen beeindruckend wie ängstigend beschrieben.

Bernsteins Ausführungen zur weiblichen Genitalangst decken sich mit Horney's Überlegungen, gehen aber auch über diese hinaus („Diffusität“). Die erhöhte weibliche Vulnerabilität und ihre Folgen wurde von Horney besonders deutlich herausgearbeitet. Wenden wir uns noch einmal Karen Horney zu:

Um zu sehen, wieweit ihre Theorien in der Kasuistik hilfreich sind, möchte ich Freuds berühmten „kleinen Hans“ unter Berücksichtigung von Horney's Überlegungen als Beispiel nehmen.

Einige Bemerkungen zu: Sigmund Freud: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben („Der kleine Hans“) (1909)

Diese Krankengeschichte ist ein wunderbares Beispiel für Freuds Kunstfertigkeit; seine Fallvignetten sind keine Arbeitspapiere, sondern verdichtet, komprimiert und darüber hinaus von einer sprachlichen Frische – bei jedem Wiederlesen finden sich neue Aspekte. Die Krankengeschichte, vermittelt durch den Vater und kommentiert von Freud, liest sich wie eine Novelle aus der Zeit der Jahrhundertwende, dazwischen sind behandlungstechnische Bemerkungen eingestreut, die aber den Handlungsverlauf der Krankengeschichte nicht unangenehm bremsen.

Im Folgenden beschäftigt mich die Frage, wieweit man Horney's Theorien mit Gewinn für das Verständnis dieses Falles nützen kann, wieweit sie sich ins Gesamtbild einpassen lassen oder wieweit Widersprüche entstehen.

Der Vater des kleinen Hans wendet sich in Sorge um seinen Sohn an Professor Freud:

„Sexuelle Übererregung durch Zärtlichkeit der Mutter hat wohl den Grund gelegt, aber den Erreger der Störung weiß ich nicht anzugeben. Die Furcht, dass ihn auf der Gasse ein Pferd beißen werde, scheint irgendwie damit zusammenzuhängen, dass er durch einen großen Penis geschreckt ist – den großen Penis des Pferdes hat er, wie Sie aus meinen früheren Aufzeichnungen wissen, schon zeitig bemerkt, und er

hat damals den Schluß gezogen, dass die Mama, weil sie so groß ist, einen Wiwimacher haben müsse wie ein Pferd.“/258

Zu diesem Zeitpunkt ist Hans 4 3/4 Jahre alt (Jänner 1908), im Mai 1908 kann Freud den Fall nach 5 Monaten Analyse vermittelt durch den Vater und zwei direkten Interventionen als genesen abschließen. Man darf hinzufügen, dass die Mutter in jungen Jahren bereits eine Analyse bei Freud gemacht hat und so Freud, *„die Eltern zu meinen engsten Anhängern gehören“*. Dass diese aus heutiger Sicht unkonventionelle Vorgehensweise nicht nur (rasch) erfolgreich, sondern auch inhaltlich-theoretisch gut begründet war, werden wir sehen.

Hans ist seit gut einem Jahr großer Bruder von Hanna (15 Monate alt); als er 4 Jahre alt war wechselte die Familie die Wohnung und er bekam ein eigenes, von den Eltern durch ein Kabinett getrenntes Schlafzimmer. Den Sommer verbrachte die Familie bereits zweimal in Gmunden, beim ersten Mal war die Mutter schwanger (Hausgeburt Oktober 1906), das zweite Mal war Hanna bereits mit in der Sommerfrische.

Wir erfahren, dass Hans bereits im Sommer 1907 eine zunehmend zärtliche, von Verlustangst begleitete Hinwendung zur Mutter zeigte und - Hanna war bereits 15 Monate alt - im Jänner 1908 seiner Mutter morgens weinend einen Angsttraum erzählte, *„du bist fort und ich hab keine Mammi zum Schmeicheln“/259*. Ein paar Tage später ereignet sich der Vorfall: Hans geht mit dem Kindermädchen in den Stadtpark, fängt auf der Straße an zu weinen und will zur Mutter zurück, um mit ihr zu schmeicheln. Am nächsten Tag geht die Mutter selbst mit ihm aus, er geht nur widerwillig und ängstlich, am Rückweg gesteht er mit vielen Sträuben, dass er fürchtete, ein Pferd könnte ihn beißen. Abends will er wieder mit seiner Mutter kosen und fürchtet, dass ins Zimmer ein Pferd kommen könnte. Daraufhin fragt ihn die Mutter, ob er die Hand zum *„Wiwimacher“* gebe, was Hans mit *„Ja, jeden Abend, wenn ich im Bett bin.“/260* beantwortet. Es wird ihm empfohlen dies zu unterlassen.

Die Mutter hatte Hans bereits 1 1/4 Jahre zuvor eine Kastrationsdrohung ausgesprochen, wenn er seinen Penis berühre und hat seine schelmische Anfrage, ob sie, die Mutter nicht die Hand auf seinen Wiwimacher legen möchte, vehement abgelehnt.

Freud hält hierzu knapp fest: *„Angstzustände werden nicht durch Masturbation, überhaupt nicht durch Befriedigung hervorgerufen.“* /263 Dass Hans sich vielmehr im *„Abgewöhnungskampfe“* befinde, was viel eher zur Verdrängung und Angstbildung passe.

Die Anfangsszene zeigt Hans in der Sorge, seine Mutter zu verlieren und in der Angst auf der Straße von einem Pferd gebissen zu werden, abends äußert er sogar die Angst, ein Pferd könnte ins Zimmer kommen.

Freud deutet, die Zärtlichkeit für die Mutter soll durch die Angst vor Pferden ersetzt werden, und dass Hans den *„Wiwimacher“* der Mutter sehen wolle. Den Eltern empfiehlt er ehest mögliche Aufklärung, dass Frauen keinen *„Wiwimacher“* haben, was auch umgesetzt wird.

Bald danach entwickelt Hans eine Giraffenphantasie, für Freud ein Zeichen, dass Hans seinen Kastrationskomplex zumindest partiell bewältigt habe:

„eine große und eine zerwutzelte Giraffe (...) und die große hat geschrien, weil ich ihr die zerwutzelte weggenommen hab. Dann hat sie aufgehört zu schreien und dann hab ich mich auf die zerwutzelte Giraffe draufgesetzt.“ /272

Freud deutet das als Besitzergreifung der Mutter (zerwutzelte Giraffe), der Vater (große Giraffe) kann schreien so viel er will, der Vater deutet phallisch: *„Die große Giraffe bin ich, respektive große Penis (der lange Hals), die zerwutzelte Giraffe meine Frau, respektive ihr Glied, was also der Erfolg der Aufklärung ist.“* /274 Weiterführend folgert Freud, dass es sich um *„eine Trutzphantasie“* handelt,

„die mit Befriedigung an den Sieg über den väterlichen Widerstand anknüpft (...) Es lässt sich also mit Recht hinter ihr erraten, was der Vater vermutet: die Angst, dass ihn die Mama nicht mag, weil sich sein Wiwimacher mit dem des Vaters nicht messen kann.“ /275

Zwei Tage später kommt Hans mit zwei weiteren Phantasien: Er ist mit seinem Vater in Schönbrunn und möchte mit diesem gemeinsam einen abgesperrten (verbotenen) Raum betreten; die zweite Phantasie lautet: Vater und Sohn fahren gemeinsam in der Eisenbahn und zerschlagen ein Fenster!

Freud kommentiert, dass hier die Inzestschranke auftauche, aber Hans glaube noch, sein Wünschen sei verboten an sich, also der Vater tue doch auch das Verbotene.

Freud meint bei der persönlichen Konsultation, an diesem Punkt sei die Symptomatik noch kaum verändert; die Aufdeckung der zärtlichen Regungen gegenüber der Mutter sei wenig ergiebig gewesen.

Da taucht ein neues Detail auf: *„besonders geniere, was die Pferde vor den Augen haben und das Schwarze um deren Mund“*²⁷⁷ - hiezu assoziiert Freud die Brille des Vaters und seinen Schnurrbart (als Vorrechte des erwachsenen Mannes) und deutet, Hans fürchte sich vor seinem Vater, eben weil er die Mutter so lieb habe (und in Umkehrung eigener eifersüchtiger und feindseliger Wünsche gegenüber dem Vater, wird schriftlich ergänzt). Hans wird der Liebe des Vaters versichert.

An diesem Punkt entsteht nun die Wende, das Material beginnt zu fließen. Diese Deutung von Scheuklappen und Zaumzeug als Brille und Bart verblüffte mich: Ich assoziierte eher Büstenhalter und Strapse, also Unterwäsche von Mama, zumal das Material davor vom gemeinsamen verbotenen Tun handelte, was wiederum ein Kommentar zur Giraffenphantasie war, der Inbesitznahme der Mutter. Sowohl das Draufsetzen auf die zerwutzelte (beschädigte!) Giraffe als auch das gewaltsame Eindringen in Raum bzw. Fenster enthält neben dem Begehren auch aggressive Komponenten gegenüber dem Liebesobjekt. Warum ist Freuds Deutung dennoch so wirkungsvoll? Hans suchte die väterliche Verstärkung, um sich seiner Angst zu stellen und die Deutung bzw. die daran anschließende Debatte, ob der Vater auf Hans böse sei etc. war eine Art Testlauf, ob sich Hans auf seinen Vater verlassen kann, ob die beiden zusammenhalten. Hier findet der Wechsel des Identifikationsobjektes statt und es wird probiert, ob das Eis schon trägt.

Die weibliche Assoziationsreihe geht bei der Präzisierung der Pferdephobie weiter: Wagen, Möbelwagen, Stellwagen lösen die Angst aus, große, schwere Pferde, die sich in Bewegung setzten, die schnell fahren: Hans fürchtet, diese Pferde könnten umfallen. Pferde mit schwerer Ladung, bepackte Kisten, „container“: Allesamt symbolisieren sie Weiblichkeit.

Wenig später fällt Hans auch das auslösende Erlebnis der Phobie ein: Er war mit seiner Mutter spazieren und sah ein Stellwagenpferd umfallen und mit den Füßen zappeln. Der Vater deutet, er habe bei dem Pferd an ihn gedacht und gewünscht er

solle so fallen und tot sein. Hans reagiert zuerst ablehnend auf diese Deutung, scheint sie aber dann im Spiel zu akzeptieren: Er beißt den Vater, benimmt sich von da ab frei und furchtlos gegenüber dem Vater, sogar „*ein wenig übermütig*“/358.

Wiederum eine erstaunliche Deutung, Hansens Reaktion könnte bedeuten: Wenn du das schwere Lastpferd bist, kann es genauso gut auch ich sein! Das scheint ihn zu amüsieren.

Freud bleibt auf der Vater-Linie, Vater werde strafen, weil Hans so böse Wünsche gegen ihn hegt; Freud hält fest: „*Von der Mutter sind wir unterdes in der Analyse abgekommen.*“/ebd.

Nun überrascht Hans mit weiteren Assoziationen: Er beginnt den „Lumpfkomplex“ auszuarbeiten, allerlei Überlegungen zur Stuhlentleerung, die ihm übrigens immer wieder Schwierigkeiten machte. Der Vater folgt diesem Thema widerwillig, will wieder auf das Pferdethema zurückkommen: In Gmunden war es ein beliebtes, lustvolles Spiel unter den Kindern, sich gegenseitig reiten zu lassen. Hans kommt auf das „Lumpfthema“ zurück; wir erfahren, dass er seine Mutter gerne auf die Toilette begleitet hat. Vater kommt auf die „*Analogie zwischen einem schwer beladenen Wagen und einem mit Stuhlmassen belasteten Leibe, der Art wie der Wagen aus dem Tore hinausfährt und wie man den Stuhl aus dem Leibe entlässt*“/359

Hans hat die Führung der Analyse übernommen, „*wie unvermittelt*“ bringt er eine neue Phantasie: „*Ich bin in der Badewanne, da kommt der Schlosser und schraubt sie los. Da nimmt er einen großen Bohrer und stößt mich in den Bauch.*“/300

Hier ist das Thema Weiblichkeit nicht mehr zu übersehen: Freud deutet die große Badewanne als Mutterleib, den Bohrer als Penis und die Szenerie als Zeugungsphantasie und Geburtsanalogie, „*mit deinem großen Penis hast du mich gebohrt (zur Geburt gebracht)*“/360 – diese Deutung wird Hans aber nicht gegeben. Hans assoziiert seine eigene Angst vor der zu großen Badewanne und Überlegungen, ob die Mutter die Schwester beim Baden nicht loslassen könnte, damit sie ins Wasser falle...

Nun bildet Freud die Analogie: Möbel-, Stell- und Lastwagen sind Storchenkistenwagen, die

„*auch nur als symbolische Vertretungen der Gravidität Interesse für ihn hatten und dass er im Umfallen der schweren oder schwer belasteten Pferde nichts anderes*

gesehen haben kann als eine - Entbindung, ein Niederkommen. Das fallende Pferd war also nicht nur der sterbende Vater, sondern auch die Mutter in der Niederkunft.“/360

Im weiteren Verlauf wird es evident, dass Hans genau gewusst hat, wer das Kind auf die Welt gebracht hat und dass es vor der Geburt im Bauch der Mutter war!

In der Folge wiederholt Hans im Spiel mit einer Gummipuppe Geburt und Zeugung (diese wird in der Analyse nicht explizit angesprochen):

„Durch die runde Lücke im Gummileibe einer Puppe steckt er ein kleines Messerchen hinein, das der Mama gehört, und lässt es wieder herausfallen, indem er die Beine auseinanderreißt. (...) Durch eine andere, wie zufällig erfolgende Symptomhandlung gibt er zu, dass er den Vater tot gewünscht hat, indem er ein Pferd, mit dem er spielt, umfallen lässt, d.h. umwirft, in dem Momente, da der Vater von diesem Todeswunsche spricht. Mit Worten bekräftigt er, dass die schwer beladenen Wagen ihm die Gravidität der Mutter vorstellten, und dass das Umfallen des Pferdes so war, wie wenn man ein Kind bekommt.“/362

Hier sind wir bei Horney gelandet. Sie geht davon aus, dass eine Vorstellung von der Vagina bei beiden Geschlechtern zumindest intuitiv besteht und dass diese ambivalent besetzt ist: Der kleine Hans zeigt das ganze Spektrum, von Bewunderung, „auch haben wollen“ (Vagina- oder Gebärneid) über Angst um die Mutter (bei der Geburt) bis zur Angst vor der Mutter (Kastrationsdrohung). Nur mit dem verlässlichen Vater an seiner Seite, der sich ihm nicht nur mit Interesse zuwendet, sondern anfangs auch Initialzündung gibt und später auch als Blitzableiter zur Verfügung steht (nimmt Wut auf sich), ist es möglich die einzelnen Schichten dieser Phobie abzutragen. Auslöser war wohl die traumatisierende Hausgeburt von Hans' Schwester: Das Geburtsstöhnen bezeichnete er verharmlosend als „husten“/247, nach der Geburt hatte er nur Augen für die Gefäße mit blutigem Wasser und er sagt, auf die blutige Leibschüssel deutend: „Aber aus meinem Wiwimacher kommt kein Blut!“/248 Dennoch wurde er hartnäckig mit der Storchgeschichte abgespeist, was seine Angst bestimmt erhöht hat, musste er doch seine Bezugspersonen als unehrlich empfinden und sich mit seinen Emotionen ganz alleingelassen fühlen! Vermutlich hatte er sogar Angst, dass seine Mutter bei der

Geburt sterben könnte: Auf das umgefallene Pferd bezogen sagte er, dass er zuerst gedacht hätte, es sei tot. Hier lenkte der Vater auf sich ab: Du wünschtest ich sei tot! Das hat Hans nie explizit bejaht, vielleicht hatte er aber, noch im kindlich-magischen Denken beheimatet, innerlich einen Tauschhandel – soll lieber Vater als Mutter tot sein – gedacht. Aber das ist Spekulation. Insgesamt erobert sich Hans im Rahmen der Analyse eine Vorstellung von den Möglichkeiten und Grenzen der Geschlechter. Die Mutter als Repräsentantin des Weiblichen scheint anfangs omnipotent zu sein und immer wieder möchte er sich gerne mit ihrer Fähigkeit, Leben zu gebären, identifizieren können. Vielleicht ist für Söhne der Schritt zum Geschwister doppelt schwer: Nicht nur, dass sie die Liebe, die sie bisher alleine genossen haben, teilen müssen, wird der Bruch der Entidentifizierung mit der Mutter ganz akut: Das, was die Mutter kann, wird der Sohn nie können! Eine Tochter hingegen kann sich mit der Verstärkung der Identifikation mit der Mutter eine Perspektive holen, die über den Verlust der unumschränkten Aufmerksamkeit hinweghilft.

Hans jedenfalls phantasiert sich einstweilen, dass er auch Kinder hat, „Lodl“ ist sein Lieblingskind – eine phantasievolle Kombination aus „Lumpf“ (Fäzes) und „Podl“, wo „Lumpf“ herauskommt.

Die Schlussphantasie bildet laut Freud einen Abschied von der Kastrationsangst, mit Horney könnte man sagen vor allem einen Abschied von der Vagina-Angst und Verarbeitung des Gebärneides: er möchte seine Mutter heiraten und mit ihr viele Kinder bekommen, Vater bekommt seine Mutter, also Hansens Großmutter zur Frau. Somit dürften alle zufrieden sein.

Schlusskommentar

Zusammenfassend kann man am Beispiel des kleinen Hans feststellen, dass sich die Theorien zur Sexualität von Freud und Horney nicht widersprechen. Es ergeben sich passende Ergänzungen und Verdichtungen, nur die Schwerpunkte sind anders gelegt. Freuds Betonung auf den Aspekt der Kastrationsangst erscheint aus Horneys Blickwinkel als Reduktion.

Im Beispiel vom kleinen Hans steht die Omnipotenz der Mutter im Vordergrund, die bewundert wird, aber besonders auch ängstigt. Das Pferd wird zum Symbol des Männlichen und des Weiblichen, verkörpert omnipotente Bisexualität. Ursprünglich als Teil lustvoller Spiele mit Freunden, später bedroht (umfallen) und bedrohlich (beißen). Durch das Auflösen der Omnipotenz bekommt jeder seinen Platz: Man ist entweder männlich oder weiblich, der Geschlechtsneid wird in liebevolle Bewunderung umgewandelt. Jetzt ist der Weg für die ödipale Situation frei.

Für den kleinen Hans war Freuds Betonung der männlichen Seite sehr erfolgreich, weil Hans diese Unterstützung seines verunsicherten Selbstbildes brauchte und die Betonung der phallischen Aspekte ein gutes Gegengewicht zur „Hausmacht“ der Mutter darstellte.

Karen Horney's Theorie zur Psychologie der Frau gefällt mir besonders gut, weil sie kein Defizit-Modell der Weiblichkeit entwickelt, sondern die spezifisch weibliche Potenz, das Gebärenkönnen, herausarbeitet. Dadurch kann sie auch die männliche Angst vor der Frau anders verstehen: Die patriarchale Unterdrückung der Frau erfolgt nach Horney nicht aufgrund ihrer Organminderwertigkeit (fehlender Penis), sondern aufgrund der gefürchteten Macht der Frau (über Leben und Tod).

Literaturliste:

Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Rowohlt 1987 (dt. 1951; frz. 1949)

Bovenschen, Silvia: Die imaginierte Weiblichkeit. edition suhrkamp 1979

Chasseguet-Smirgel, Janine (Hg): Psychoanalyse der weiblichen Sexualität. edition suhrkamp 1974 (frz 1964)

Freud, Sigmund: Analyse der Phobie eines fünfjährigen Knaben (1909), in: G.W. VII S. Fischer ⁵1972

Ders.: Das Tabu der Virginität (1918), in: G.W. XII S. Fischer ³1966

Ders.: Die infantile Genitalorganisation (1923), in: G.W. XIII S. Fischer ⁴1963

Ders.: Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds (1925), in: G.W. XIV S. Fischer ³1963

Ders.: Die Frage der Laienanalyse (1926), in: ebd.

Ders.: Über die weibliche Sexualität (1931), in: ebd.

Ders.: Neue Folge der Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse (1933), in: G.W. XV S. Fischer ⁵1969

Göttner-Abendroth, Heide: Die Göttin und ihr Heros. Frauenoffensive ⁸1988 (1980)

- Gottschalch, Wilfried: Geschlechterneid. Verlag Ästhetik und Kommunikation 1984
- Horney, Karen: Flucht aus der Weiblichkeit – Der Männlichkeitskomplex der Frau im Spiegel männlicher und weiblicher Betrachtung (1926), in: Die Psychologie der Frau. Fischer Taschenbuchverlag 1997 (dt. Kindler 1977; engl 1967)
- Dies.: Das Misstrauen zwischen den Geschlechtern (1930), in: ebd.
- Dies.: Die Angst vor der Frau – über den spezifischen Unterschied in der männlichen und weiblichen Angst vor dem anderen Geschlecht (1932), in: ebd.
- Dies.: Die Verleugnung der Vagina – Ein Beitrag zur Frage der spezifisch weiblichen Genitallänge (1933), in: ebd.
- Laplanche, Jean/ Pontalis, J.-B.: Das Vokabular der Psychoanalyse. suhrkamp taschenbuch wissenschaft ¹⁵1999 (1972)
- Mertens, Wolfgang: Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsdifferenz. Kohlhammer ³1997
- Mitchell, Juliet: Psychoanalyse und Feminismus. suhrkamp taschenbuch 1985 (1976)
- Rohde-Dachser, Christa: Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Moderne. Psychosozial-Verlag 2003
- Schädlich, Susanne: Karen Horney. Kreuz 2006
- Schwarzer, Alice: Ich bin Feministin. Simone de Beauvoir, Weggefährtin der neuen Frauenbewegung 1972, in: dies.: Simone de Beauvoir heute. Gespräche aus 10 Jahren. Reinbek 1983

e-mail-Adresse der Autorin:

pmrainer@aon.at